

Kaiser Heinrichs II. aus, widmet sich in zwei Beiträgen der Stellung der Volksfrömmigkeit zwischen Humanismus und Aufklärung und stellt kirchliche Reformvorhaben in bischöflicher Praxis im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert an Einzelbeispielen vor.

Der dritte Teil gilt dem Themenkreis »Kult, Liturgie, Brauch«. Hier geht es um die Verehrung Kaiser Heinrichs des II. in staufischer Zeit, um den hochmittelalterlichen Kult der Elisabeth von Thüringen und um die Verehrung des heiligen Kilian im nachmittelalterlichen Kirchenlied des Bistums Bamberg. Besondere Erwähnung verdient der Beitrag über Japanische Jesuiten-Heilige in der Kirche St. Martin zu Bamberg. Überblicksaufsätze zum Wallfahrtswesen im Christentum sowie eine volkskundliche Übersicht zum Brauchtum bei Sterben, Tod und Trauer runden dieses Kapitel ab.

Der vierte und letzte Teil faßt Beiträge zu »Bildungsformen im Wandel« zusammen. Von Petrus Canisius und seiner Ingolstädter Lehrtätigkeit über mittelalterliche Kulturkontakte zwischen (Ost-)Franken und Pommern im Spiegel der Konfessionsgeschichte, vom Bildungshintergrund des Arztes Johann Lukas Schönlein über die Geschichte des Bamberger Kaiser-Heinrich-Gymnasiums bis hin zum jüdischen Schulwesen im frühen 19. Jahrhundert führen die Texte den Leser zum Nachdenken über bildungsgeschichtliche Themen mit regionalem Bezug.

Den Abschluß dieses Kranzes bildet ein allgemein gehaltener Aufsatz, der durchaus auch als Motto über allen Beiträgen des Bandes stehen könnte: »Über die Alltäglichkeit von Kultur. Annäherung an eine ganzheitliche Kategorie in gegenwärtiger Kulturforschung.«

Kulturgeschichte, das macht auch dieser Band deutlich, wird als ein historischer Zusammenhang begriffen, der sich erst durch die parallele Bearbeitung landes- und volkskundlicher sowie kirchenhistorischer, theologischer und sozial- und wirt-

schaftshistorischer Aspekte freilegen läßt. Guth erweist sich hier als ein äußerst sachkundiger Führer durch die geistesgeschichtlichen Strömungen zwischen der Frühcholastik, dem Humanismus und der Aufklärung und kann mit seinen breit rezipierenden Ansätzen vor allem eines verdeutlichen: daß das Geistesleben der Moderne nicht verständlich wird, wenn man seine philosophischen und theologischen Wurzeln unbeachtet läßt. Ebenso auffallend wie dieser Grundgedanke, der das gesamte Werk durchzieht, ist Guths durchgängiges Bestreben nach einer europäischen Perspektive, da er stets internationale Forschungsliteratur mit in seine Betrachtungen einbezieht. Es handelt sich also um ein im besten Sinne hochgelehrtes Œuvre.

Auf zwei Studien möchte ich abschließend besonders verweisen, weil sie einen Bogen zwischen den ersten Studien und den derzeitigen Interessensfeldern des Autors spannen, nämlich eine frühe, durch Franz Schnabel angeregte Münchener Seminararbeit aus dem Jahre 1957 über Petrus Canisius an der Universität Ingolstadt sowie die Abhandlung über Sterben, Tod und Trauer aus volkskundlicher Sicht aus dem Jahre 1994. Es geht um das Ringen um Glaubenssachen, um Bildungsstrategien und deren Umsetzung in volksläufige Handlungen, Denkmuster und Verhaltensweisen. Dies dürfte neben der Geschichte des Landjudentums, die in Band I stärker zur Geltung kommt, eines der zentralen Anliegen von Klaus Guth sein. Er sucht das Spektrum zu verdeutlichen, in dem sich glaubensgeprägtes Handeln und Denken in Alltag und Lehrstätte vollzieht. Mit diesen Studien voller Querbezüge zwischen Frömmigkeit und Bildung berührt er ein zentrales Gebiet der europäischen Kulturgeschichte. Auch der zweite Band der Guthschen Schriften ist jeder kulturhistorischen Bibliothek und dem an diesen wichtigen Fragen interessierten Publikum zu empfehlen.

Sabine Doering-Manteuffel, Augsburg

Ekklesiologie

P. Rodríguez, F. Ocariz, J. Luis Illanes: *Das Opus Dei in der Kirche. Ekklesiologische Einführung in das Leben und das Apostolat des Opus Dei. Mit einem Vorwort von Bischof Alvaro del Portillo, ins Dt. übertr. von J. Büsse u. S. Puhl, Paderborn (Bonifatius) 1997, 277 S., ISBN 3-87088-998-5, DM 48,00.*

Die Angst vor dem Fremden und Neuen provoziert – auch in der Kirche – immer wieder blinden Haß. Die Folgen davon reichen von der bloßen

Ausgrenzung über die Diffamierung bis zum blindwütigen Kampf, geführt in der Meinung, der Sache Gottes damit einen wertvollen Dienst zu leisten. In solchen Auseinandersetzungen steht heute auch das Opus Dei, dem man nachsagt, strukturkonservativ, politisch faschistisch und kirchlich vorkonziliar oder gar eine verschworene Sekte zu sein, der es allein um die Machtübernahme in der Kirche gehe. Solche Ressentiments übertragen sich auch auf die Kirche und die Kirchenleitung als ganze: Ist die Sympathie, die das Opus Dei bei vielen Bischöfen

und vor allem beim Papst selbst genießt, nicht ein Anzeichen dafür, daß auf breiter Front die Uhr zurückgedreht und das Zweite Vatikanische Konzil auf kaltem Wege eliminiert werden soll? Schon längst geht es nicht mehr nur und wohl auch nicht mehr vorrangig um einen Streit der Mentalitäten, Spiritualitäten und Rationalitäten, wie ihn die Kirchengeschichte schon so oft – und auch gar nicht immer zum Nachteil für das Ganze – erleben mußte; es geht vielmehr um die Wesensgestalt der Kirche als solche, um ihr geltendes Selbstverständnis, das sie in das kommende Jahrtausend hineintragen wird. Und dieses Selbstverständnis wird mehr noch als von den bleibenden Strukturen wesentlich mitgeprägt sein von jenen geistlichen Aufbrüchen, die das oft zur Lethargie stimmende Bild von der Kirche in den letzten zwei Jahrzehnten so hoffnungsvoll aufgehell haben.

Aus diesem Grunde erwartet man sich gerade von solchen Studien, die eine Brücke schlagen von den Belangen der jeweiligen geistlichen Gemeinschaft auf das Umfassende und Grundlegende der Kirche selbst hin. Im Falle des *Opus Dei* haben dies drei seiner Mitglieder, P. Rodríguez, F. Ocariz und J. L. Illanes unter dem Titel »Das *Opus Dei* in der Kirche« gewagt. Wie dieses »In-sein« in der Kirche zu verstehen ist, macht bereits der Untertitel klar, der von einer »Ekklesiologischen Einführung in das Leben und das Apostolat des *Opus Dei*« spricht und somit schon eine tiefgreifende Lebenseinheit zwischen dem *Opus Dei* einerseits und der Kirche andererseits ankündigt. So wird nicht allein derjenige bei diesem Buch auf seine Kosten kommen, der entweder im Streit um das *Opus Dei* zumindest aus Gründen der Fairneß auch einmal die Pro-Seite zu Wort kommen lassen oder, ohnehin vom fruchtbaren pastoralen Wirken des *Opus Dei* überzeugt, seine Kenntnisse vertiefen will; nein, dieses Buch interessiert auch, wenn man aktuellen Fragen gegenwärtiger Ekklesiologie nachgehen will, etwa nach dem Verhältnis von Charisma und Institution oder von universaler Sendung der Kirche einerseits und jenen individuell oder kollektiv partikulären Sendungen innerhalb der Kirche andererseits.

Der auf die ekklesiologische Theorie am meisten eingehende Beitrag ist ohne Zweifel der von P. Rodríguez: »Das *Opus Dei* als ekklesiologische Wirklichkeit« (17–105). Der doppelte Ansatz – einmal vom »*Opus Dei* im Gesamtpanorama der Sendung der Kirche« her ausgehend, dann aber das »Verständnis der Kirche in ihrer Grundstruktur« bedenkend – ist natürlich äußerst zweckdienlich, gibt er doch die Möglichkeit, zuerst das Verständnis des Institutionellen von der konkreten Sendung und Berufung Escrivás her zu eröffnen, um dann

hinter den festgefühten Strukturen der Kirche eine Dynamik auszuleuchten, die auf den Aufbau des lebendigen Leibes Christi als dem Zielpunkt aller Sendungen hinausläuft. Für die Kirche im ganzen wie auch für das *Opus Dei* im besonderen gilt also: Die Institution ist um der Sendung und Berufung und damit letztlich um der von Christus uns aufgegebenen Botschaft willen. Diese auch glaubwürdig von ihrem Verfasser vorgetragene Position läßt nicht zu, daß man dem *Opus Dei* einen gleich ob von nostalgischen oder fundamentalistischen Motiven getragenen kirchlichen Konservatismus unterstellt. Ja, man möchte sogar umgekehrt sagen, daß der Strukturkonservatismus heute bei jenen liegt, die Gefangene sind im überkommenen Ritual der Konferenzen und Pastoralpläne, denen nichts mehr einfällt, als die Kirche und ihre Besitzstände zu verwalten. Sache des *Opus Dei* wie der Kirche insgesamt ist dies freilich nicht. Wer wie Vf. in der Kirche das Wirken des dreifaltigen Gottes erkennt, wird nie die Institution als das Letzte verabsolutieren, sondern sie als Dienst an der unendlichen Vielzahl der von Gott selbst geweckten und in der Kirche zusammengeführten Berufungen sehen. Und das zeichnet denn auch alle drei Beiträge dieses Buches aus: der Respekt vor der einzelnen Person in ihrer je eigenen und unverwechselbaren Berufung und Sendung (läßt sich das mit dem Zerrbild einer Sekte vereinbaren?). Dieser Respekt bewährt sich, wo es um das Verhältnis zwischen Laien und Priestern geht. Beide sind geeint in einer allerdings dem Wesen nach verschiedenen Teilhabe am Priestertum Christi, die jedem von beiden einen originären Stand in der Kirche zuspricht und sie als komplementäre Verwirklichungsformen des einen Priestertums Christi auch unaufhebbar einander zuordnet. Da der Sinn des Amtspriestertums der Dienst am ganzen Volk der Gläubigen ist, wird letzterem sogar ein »substantieller Vorrang« zugesprochen, der sich nicht nur auf das bischöfliche Selbstverständnis eines Augustinus, sondern auch auf das Zweite Vatikanische Konzil und seinen derzeitigen päpstlichen Interpreten Johannes Paul II. stützen kann. Wenn umgekehrt dem Amtspriestertum ein »funktioneller Vorrang« zugesprochen wird, so unterstreicht dies nur die Radikalität dieser Dienstverpflichtung und hat überhaupt nichts zu tun mit einem oft unterstellten Klerikalismus. »Das priesterliche Amt«, so zitiert Rodríguez Bischof A. del Portillo, »ist dazu da, »die christliche Gemeinschaft zu bilden und sie soweit zu befähigen, daß sie selbst den Glauben und die Liebe in der zivilen Gesellschaft ausstrahlt« (56).

Ein dritter Abschnitt widmet sich der kirchenrechtlich als Personalprälaten verankerten institutionellen Struktur des *Opus Dei*. Daß die Erhebung

des Opus Dei zur Personalprälatur Verwirrung auch unter ansonsten wohlwollenden Theologen und Kirchenrechtlern erzeugt hat, findet durchaus das Verständnis des Vf.; gesteht doch auch er zu, daß diese Organisationsform eine »große Neuheit in der Kirche« (57) darstelle. Doch den Vorwurf, das Opus Dei habe sich damit unberechtigt in den Rang einer Teilkirche erhoben, kontert er mit der subtilen Unterscheidung, daß das Opus Dei nur »in Analogie zu den Formen der Selbststrukturierung steht, wie sie in der Kirche durch die Teilkirchen vorhanden sind« (57). Es geht also keineswegs darum, daß sich das Opus Dei aus Machtinteresse unter die Teilkirchen einschmuggeln wollte. Vielmehr will es den Gläubigen auf dem Weg zur Heiligkeit dienen, indem es jene ekklesiale Grundstruktur nachzeichnet, die den Gläubigen – jeden Gläubigen – zutiefst durchformt und somit auch seine unabweisbare Grundstellung in der Kirche ausmacht. Darum sind für das Opus Dei auch Grundstrukturen bestimmend, die auch in der Kirche – in der Gesamtkirche wie auch in den einzelnen Teilkirchen – maßgeblich sind: der dreigliedrige Aufbau (Prälat, Presbyterium und gläubiges Volk), das untrennbare, als *communio* gefaßte Miteinander von Priestern und Laien, die Einheit unter einem Hirten, der Dienstcharakter des geistlichen Amtes gegenüber dem ganzen Volk. Keine Spur davon also, daß sich das Opus Dei zwischen die Gläubigen und die Bischöfe bzw. die Gesamtkirche stellen möchte. Im Gegenteil, es will durch seine analoge Organisationsform diese im Alltagsleben der allermeisten Christen so belanglos gewordenen, aber dennoch so unverzichtbaren ekklesialen Beziehungsgefüge wieder ins Bewußtsein rücken und verlebendigen. Daß diese vom Opus Dei zum zentralen Anliegen gemachte Aufgabe nicht am theologischen Reißbrett entworfen ist, sondern im Leben des mit der Kirche tief mitempfindenden Escrivá, von dem Vf. zu Recht sagte, er sei nicht nur Charismatiker, sondern eben auch Hirte gewesen, sich im ständigen Dialog mit dieser Kirche entfaltet hat, war schon im ersten Abschnitt des Aufsatzes zu lesen. Hier, im dritten Abschnitt, werden die maßgeblichen Intentionen des Gründers genannt, die ihn, manche werden sagen, nahezu prophetisch seine von Gott eingegebene Sendung in Richtung auf eine Personalprälatur gehen ließen: die Sicherung der auf die Heiligung durch die berufliche Arbeit abzielenden »Säkularität der Mitglieder« und die »Einheit des Werkes« (67). Rodríguez legt aber auch die in der Analogie wurzelnden Unterschiede zur Teilkirche offen: Das Opus Dei vergegenwärtigt nicht wie die Teilkirchen die Gesamtkirche, sondern bleibt in seiner spezifischen Sendung »ein überdiözesaner, weltweiter Zusammenschluß von

Gläubigen, der die Grenzen der Teilkirchen übersteigt« (74), wobei seine Mitglieder sich auch weiterhin als »Glieder der Teilkirche, in denen sie leben und wirken« (75) verstehen. Der folgende Abschnitt konkretisiert das Gesagte, indem er »einige Sonderfragen hinsichtlich der Struktur des Opus Dei« behandelt, etwa die Eingliederung der Gläubigen in die Prälatur, die Stellung und Funktion des Prälaten, die Leitung des Opus Dei, die priesterliche Gesellschaft vom Heiligen Kreuz u., für Theologen wie Kirchenrechtler überraschend, die Struktur des Opus Dei als Familie. Abschließend wird nochmals auf den Dienst an der *Communio Ecclesiarum*, also an den Teilkirchen hingewiesen, die gerade in der einmaligen und engen Bindung der Prälatur an den Heiligen Stuhl gründet. Und so sollte man auch nicht überhören, daß der Gründer seinen Gefolgsleuten nicht nur eine »kindliche Liebe« zum Papst, sondern ebenso auch zu den Ortsbischöfen (103) anempfiehlt, was dem Vf. die Gelegenheit gibt, über alle rechtlichen Festlegungen hinaus, nochmals auf den familiären Charakter sowohl der Kirche wie auch des Opus Dei hinzuweisen.

Der zweite von F. Ocaríz verfaßte Beitrag behandelt »Die Berufung zum Opus Dei als Berufung in der Kirche« (107–157) und erschüttert gleich zu Beginn jenes in der Kirche eingehauste Pendant zur sog. »political correctness«, wenn er uns an die »Berufung zur Heiligkeit in der Kirche« (109ff.) erinnert. Zugegeben, wer diesen Schritt nicht mitgeht, wird auch nach den ekklesiologischen Grundsatzüberlegungen kaum etwas mit dem Opus Dei anfangen können. So nimmt denn Ocaríz den Leser sehr behutsam an die Hand und versucht zuerst, ihn an dieses verlorene Thema wieder heranzuführen, den Blick dabei fest auf die Gesamtkirche gerichtet. Erst auf diesem Hintergrund wird die Aufmerksamkeit auf die besondere Berufung zum Opus Dei gelenkt. Es paßt so gar nicht in das Bild einer nach Einfluß gierenden Organisation, wenn als das ausschlaggebende Kriterium für eine Eingliederung in die Gemeinschaft nicht weniger als eine göttliche Berufung abverlangt wird. Wieder ist es also die Dynamik eines Charismas, die am Anfang – hier des persönlichen Weges der Mitglieder – steht. Das Opus Dei entzieht sich damit bewußt jedem bloß menschlichen Kalkül, mag es von noch so frommen und der Kirche dienlichen Absichten getragen sein. In einer Zeit, da viele kirchliche Gemeinschaften um ihren Bestand ringen, darf man darin wohl eine mutige Treue zum Gründer-Charisma sehen. Zugleich wird damit auch dem Verdacht der Boden entzogen, das Opus Dei sei so etwas wie eine Kaderschmiede einer kirchlichen Elite, in der eiskalte und berechnende Macher oder geistliche Technokraten sich versammeln. Schon Escrivá ließ keinen

Zweifel daran, daß es nicht um bestimmte, für sich noch so wertvolle Tätigkeiten geht, sondern um eine neue Qualität des ganzen Lebens, nicht um ein Tun, sondern um ein Sein, das alles, was zu einem konkreten Leben gehört, miteinbegreift. Das ist bei weitem noch viel mehr als nur der Beruf, um dessen christliche Formung das Opus Dei sich wohl wie kaum eine andere Gemeinschaft verdient gemacht hat. Es spielen hier sämtliche natürlichen Begabungen und Vorgegebenheiten herein bis hin zu den Bindungen an das familiäre Zuhause, an das Land und an die Heimat. Wenn all dies unter dem Stichwort »menschliche Dimension« zusammengefaßt wird, so hätte sich an dieser Stelle der Rez. auch die ausdrückliche Nennung des Leidens, das uns ja so tief mit Christus verbindet, als Ausdruck aller Grenzen und Gebrochenheiten gewünscht. Trotzdem, die Tendenz ist klar: Das Opus Dei versteht sich keineswegs als ein Intellektuellen-Bund; es hegt keine Dünkel, sondern öffnet sich gehorsam allen, die Gott ihm zuführt. So ist es auch keine falsche Bescheidenheit, wenn eigens von der besonderen Berufung der »gewöhnlichen« Christen gesprochen wird, wobei nun der Terminus »gewöhnlich« nicht mehr als Synonym für »durchschnittlich« oder »lau« gilt. Wenn am Ende des Artikels in konsequenter Fortführung auf die innere Differenziertheit der Mitglieder (unterschiedlichste Berufe und soziale Stellungen, Verheiratete und Unverheiratete, Männer und Frauen, Laien und Priester) ausführlich hingewiesen wird, so steht auch dies immer in Korrelation zum fundamentalen Gedanken der Einheit, deren letztes Band ja nur die starke Liebe sein kann.

In seinem Beitrag »Die Kirche in der Welt: Die Säkularität der Mitglieder des Opus Dei« (159–235) fächert J. L. Illanes wesentliche Aspekte der Spiritualität des Opus Dei auf und führt sie abschließend über in konkrete Vollzugsformen, die vom Akt der Eingliederung über das Versprechen der Heiligung, die Ausbildung der Gläubigen bis hin zur Mitwirkung am Apostolat und zum Zusammenleben in »Brüderlichkeit und familiärem Geist« reichen.

Den Zugang zur Spiritualität des Opus Dei eröffnet nicht ein wahl- und zielloses Zusammensuchen geistlicher und asketischer Elemente in der Geschichte, sondern allein der Blick auf jenen 2. Oktober 1928 im Leben Escrivás, als er in einer tiefen, an das Mystische heranreichenden Schau sowohl mit der heute weit verbreiteten Trennung von Glauben und Leben als auch mit dem Anruf Gottes konfrontiert wurde, in der ganzen Welt die universale Berufung zur Heiligkeit zu verkünden und durch ein »Werk« von gewöhnlichen Christen zu realisieren. Illanes weist darauf hin, daß es dem Opus Dei und seinem Gründer immer um diese lebensmäßige

Verankerung und konkrete Durchsetzung, also um eine Verklammerung von Botschaft, »pastoralem Phänomen« und Institution zu tun war, kurz, um die Konkretion eines Ideals, einer überzeitlichen Wirklichkeit in einem greifbaren und auf dem Boden der menschlichen Realitäten stehenden »Werk«, dem »Opus Dei«. Diesem »Werk« geht es nicht um die Wiederherstellung einer christlichen Gesellschaftsordnung oder Kultur, auch wenn sich dies als eine sehr naheliegende Folge aufdrängt. »Werk Gottes« sind oder sollen die Mitglieder selbst sein, lebendige Zeugnisse einer Umgestaltung in Christus, die in allen Lebensverhältnissen möglich ist. Gerade dies fordert auch jenes schon genannte grundlegende Merkmal der »Säkularität« ein, das von den überkommenen negativen Konnotationen (z.B. Säkularisation, Säkularismus, säkular als Gegensatz zu geistlich, spirituell) befreit nun in einem durchweg positiven Sinne jenen Weltbezug aller Christen meint, der um das Heil der in Sünde gefallenen Welt ringt. Daß dies ganz dem Zweiten Vatikanischen Konzil und seiner Neubewertung des Laien in der Kirche folgt, liegt auf der Hand. Aber auch dazu findet eine Fortschreibung ins Konkrete, Leb- bare hinein statt, wenn als Merkmale dieser Säkularität die »Einheit des Lebens«, die »Natürlichkeit«, die »Liebe zur Welt«, »Arbeit, Loslösung und Dienst«, »Freiheit und persönliche Verantwortung« und schließlich die Kontemplation mitten in der Welt herausgearbeitet werden. Immer geht es um die Kontinuität des christlichen Lebens nach innen und außen, ohne jede Verschrobenheit, ohne den in der Geschichte oft so folgenschweren Hang zur Weltflucht, zum selbstgewählten idealen Ghetto, zur Entfremdung von der Gegenwart und den natürlichen wie geistlichen Bedürfnissen ihrer Menschen. Zwei Aspekte seien herausgestellt, weil sie die kontroverse Diskussion um das Opus Dei in der Kirche weiterbringen können: Die »Liebe zur Welt« setzt deren tiefe Bejahung auch in ihrem geschichtlichen Gewordensein voraus. Sie ist nach Illanes nicht die bloß »hilfreiche oder feindliche Umgebung« (192), der Widerspruch zu allen christlichen Idealen, sondern Ziel der erlösenden Liebe Christi, an der der Christ nicht zuletzt durch seine »Achtung vor der geschaffenen Wirklichkeit« und durch seinen »geschichtlichen Optimismus« teilnehmen soll.

Und schließlich der Respekt vor der Freiheit und der persönlichen Verantwortung: Der Gläubige ist in allen »zeitlichen« (soziologischen, kulturellen, beruflichen usw.) Bereichen »absolut frei«, und das schließt ausdrücklich auch all jene theologischen und philosophischen Fragen ein, die die Kirche der Meinung der Gläubigen überläßt. So bekennt sich Illanes für seine Gemeinschaft auch

zu einem rechtverstandenen Pluralismus, dessen Fundamente die Einsicht in die Würde der Person, in die Begrenztheit unserer natürlichen Erkenntnismöglichkeiten, aber auch in die Erfordernisse einer sich ständig wandelnden geschichtlichen Welt sind.

Es sei noch angefügt, daß diese gründliche und in jeder Hinsicht sauber gearbeitete Studie durch einen die Apostolische Konstitution »Ut sit« wie auch die Statuten des Opus Dei umfassenden do-

kumentarischen Anhang sowie durch ein Verzeichnis der veröffentlichten Werke Escrivás hilfreich ergänzt wird. Ein Vorwort von Bischof Alvaro del Portillo stimmt auf die glühende Liebe und den Eifer Escrivás für die Kirche ein.

Der Bonifatius-Verlag verdient Respekt für die heute leider nicht mehr selbstverständliche Courage, eine mit aller Medienmacht so angefeindete Gemeinschaft für sich selbst sprechen zu lassen.

Richard Niedermeier, Kößlarn

Anschriften der Herausgeber:

Diözesanbischof Prof. Dr. Kurt Krenn, Domplatz 1, A-3101 St. Pölten
 Prof. Dr. Dr. h. c. Leo Scheffczyk, Dall' Armi Str. 3 a, D-80638 München
 Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus, Universitätsstraße 10, D-86135 Augsburg

Anschriften der Autoren:

Prof. Dr. Engelbert Gross, Ostenstraße 26-28, D-85072 Eichstätt
 Prof. Dr. Norbert und Renate Martin, Am Sonnenhang 21, D-56179 Vallendar/Rhein
 Prof. Dr. Antonio Viana, Universidad de Navarra, E-31080 Pamplona